

P o e t i s c h e
V E R S U C H E
T H O R N I S C H E R G Y M N A S I A S T E N ,

herausgegeben

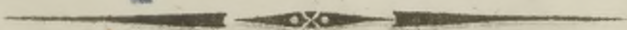
von

dem Direktor des Gymnasiums,

D. KARL FRIEDRICH AUGUST BROHM.



ZUR UNTERSTÜTZUNG STUDIRENDER.

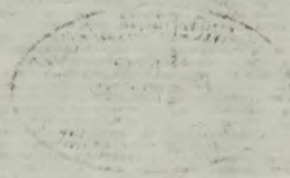


T H O R N , 1 8 2 9 .

Gedruckt in der Gruenauerschen Buchdruckerei.

1840

NEW YORK



Faint, illegible text, possibly a list or ledger entries, spanning the middle and lower half of the page.

Die Hoffnung.

Was ist's, das uns mit Muth belebt,
Mit süßem Troste tränket?
Was ist's, das unser Herz erhebt,
Ihm sanfte Ruhe schenket?

Wenn alles um uns her zerfällt,
Wenn alles untergehet,
Fest nur der Glaub' an jene Welt
In unsrem Herzen stehet.

Was ist es, wenn des Kriegs Gewalt
Laut um uns tobt und wüthet,
Und wenn des Feindes Schreckgestalt
Auf blut'ge Ränke brütet,

Was sich des Kranken Bette naht,
Den Leidenden erquicket?
Gebriecht ihm auch der Erde Rath,
Noch tröstet und beglückt?

Der Hoffnung Stern ist's. Sanft und mild
Umglänzt er unsre Pfade;
Es leuchtet uns ihr schönes Bild
Zum friedlichen Gestade,

Wenn auf des Lebens Ocean
Uns Wog' und Nacht bedrohen,
Wenn mit dem wüthenden Orkan
Des Glückes Güter flohen.

Der Strahl der Hoffnung lenkt das Herz,
Von Gram und Schmerz umwoben,
Aus diesem Thale himmelwärts,
Und richtet es nach Oben.

Karl Ferd. Neu.

1 8 2 5.

Die Meerfahrt.

Seht! vom frischen Ostwind schwellen
Schon die Segel, und die Wellen
Tragen sanft des Schiffes Last.
Fern schon von dem niedern Strande
Winkt dem heimathlichen Lande
Noch der Wimpel von dem Mast.

Schnell enteilen Flur und Auen;
Höhen nur sind noch zu schauen,
Von dem Abendglanz verschönt.
Noch vernehmen wir Gesänge
Und der hellen Glocke Klänge,
Die zu uns herübertönt.

Mit des frischen Windes Schnelle
Und umrauscht von dunkler Welle
Eilt das Schiff im raschen Lauf;
Kühn verfolgt es seine Pfade,
Nahet schon dem Seegestade,
Keine Klippe hält es auf.

So enteilen uns die Tage
Fern von jeder bangen Klage,
Da die Jugend uns vereint;
Froh, weil auf den flücht'gen Wellen
Selbst die dunkelsten der Stellen
Hoher Himmelsglanz bescheint.

Doch des Meeres dumpfes Hallen
Mehret sich, die Fluthen wallen
Drohender und schaubekränzt,
Stürzen bald lautdonnernd nieder,
Und erheben schnell sich wieder,
Noch vom Sonnenstrahl begläntzt.

Und es stürmt auf wilden Wogen,
Aus der Ferne angezogen,
Näher jetzt der Winde Heer.
Aufgewühlet bis zum Grunde
Dringt aus seinem schwarzen Schlunde,
Vom Orkan gepeitscht, das Meer.

Jetzt erbebt von dumpfen Schlägen
Schon die Luft, es strömt der Regen,
Von dem Himmel sinkt die Nacht.
Und des Blitzes rothe Flammen
Schlagen über uns zusammen
In des Glanzes grauser Pracht.

So verfolgen und unschweben
Stürme uns im kurzen Leben
Oft bis zu des Grabes Rand.
Es verwehn der Hoffnung Blüten,
In des blinden Schicksals Wüthen
Zeigt sich keine Rettungshand.

Auch den stillen Seelenfrieden
 Stört oft bitter Gram hienieden,
 Alle trifft ein Theil von Schmerz.
 Leidenschaften, bange Sorgen,
 Kehren jeden neuen Morgen
 Schnell zurück in unser Herz.

Doch der Elemente Streiten
 Hat nun aufgehört; es gleiten
 Wellen schon in stiller Fluth,
 Schon verbraust des Donners Toben,
 Blitze flammen nicht mehr droben,
 Und es schweigt des Sturmes Wuth.

Auch der Seemann athmet freier,
 Es zerreisst der Wolken Schleier,
 Und die heitre Ruhe naht.
 Schön erglänzen aus der Ferne
 Ihm der Hoffnung holde Sterne,
 Und erhellen seinen Pfad.

Da die Stürme überstanden,
 Eilt nach jenen bessern Landen
 Jetzt des Schiffes schneller Kiel,
 Und des Hafens Dämme ragen
 Aus dem Meer nach wenig Tagen,
 Freudig winkt der Reise Ziel.

Auf verschiedenen Wegen wallen
 Wir hienieden, doch uns allen
 Ist ein grosses Ziel gesteckt.
 Vor des Todes Herrscherstabe
 Schütztet nichts, bis uns im Grabe
 Sanft ein ew'ger Schlummer deckt.

Nur noch eine Hoffnung lebet
Fort im Herzen, und sie hebet
Unsern Blick vom Grab' empor;
Denn auf jenen Himmelsauen
Blickt nach dieses Todes Grauen
Unser Geist verklärt hervor.

Karl Ferd. Neu.

1827.

Der funfzigjährigen Dienstjubelfeier
des Steuerraths Herrn R.

Sei uns an Deinem Jubeltag
Gegrüsst mit inn'ger Lust,
Du Mann von altem, deutschen Schlag
Mit immer heit'rer Brust.

Längst schlafen tausend Jäng're schon
In ihrer kühlen Gruft,
Dir schallet froher Jubelton,
Dir steigt des Weihrauchs Duft,

Du schlugst ein halbes Säkulum
An Deinem Schreibepult
Mit Steuerzahlen Dich herum,
Voll eiserner Geduld.

Und schlich auch üble Laune sich
Zuweilen bei Dir ein,
So schwand sie dennoch bald, und wich
Des Frohsinns leiterm Schein.

Du übest strenge Deine Pflicht, —
Dein Herz war immer rein, —
Entzogst den Armen Hilfe nicht,
Und mehrtest ihr Gedehn.

Das lohne Gott Dir ewiglich;
Und so, wie Du gelebt,
Umfasse Freud' und Ruhe Dich,
Bis uns Dein Geist entschwebt.

Noch lange weil' an unserm Ort!
Dich rufe leis' und spät
Der alte Steuerbote fort,
Der Niemand übergeht.

Karl Ferd. Neu.

1825.

An Licinius.

(Nach Horat. Carm. II, 10.)

Glücklich, wer den hohen Wellen
Nur bedächtig sich vertraut;
Wenn die Segel Wetter schwellen,
Nicht zu schüchtern um sich schaut;
Wer im Sturme nicht verzaget,
Nicht zu kühn aufs Meer sich waget!

Wer sich wählt die goldne Mitte,
Nie verlässt den sichern Steg,
Wandelt stets mit festem Schritte

Auf des Lebens kurzem Weg.
Nimmer wird in Noth er sinken,
Lockend nimmer Glanz ihm blinken.

Sieh! es bricht dem wilden Sturm
Schnell der Fichte Riesenhaupt,
Nahet er dem hohen Thurm,
Stürzt er ihn, der Kraft beraubt.
Und den Fels, den himmelgleich,
Werden Blitze oft erreichen.

Wer des Glückes Loos gezogen,
Fürchte dessen Unbestand;
Wem Fortuna nicht gewogen,
Hat der Hoffnung Unterpfand.
Ob auch rauhe Stürme toben,
Zeus Kronion waltet droben.

Kannst du jetzt nicht Freude finden
Auf des Lebens steilem Pfad,
Einst wird Gram und Kummer schwinden,
Schön erblühn der Hoffnung Saat!
Banger Klage Trauertöne
Wandelt freundlich die Kamöne.

Nimmer soll der Mensch verzagen;
Weisheit helle seinen Blick!
Musst du Ungemach ertragen,
Dulde muthig dein Geschick!
Doch, wenn heitre Fluthen wogen:
Flugs die Segel eingezogen!

J. L. L. Fischer.

1825.

Titus Manlius.

Schon standen sie, die kampfgewübten Schaaren
Aus Latium, vor Romas stolzer Macht,
Der kühnen Waffen Stärke zu bewahren
In Mayors blut'ger, grausenvoller Schlacht.
Nichts schreckt sie ab, nicht drohende Gefahren,
Nicht Wunden, nicht des Hades schwarze Nacht;
Ihr Heldentod, ihr mühevoll's Ringen,
Es soll dem Vaterlande Freiheit bringen.

Auch Roma's tapfres Heer war ausgezogen,
Zu hemmen der Latiner Siegesbahn,
Und mit dem Schwerte, mit dem Spies und Bögen
Der Feinde Schaaren muthig zu empfan.
Die Kampflust trieb sie an, gleich Meereswogen,
Sofort sich stürmend ihrem Feind zu nah.
Da sprach mit hoher Würd' und ernster Strenge
Der Feldherr Titus Manlius zur Menge:

„Nicht können jetzt wir mit dem Feinde schlagen,
„Da schwerer Zug die Glieder uns erschlafft;
„Unmöglich wär's, den heissen Kampf zu tragen,
„Wir würden schnell vom Schwerte weggerafft;
„Dann erst vermögen wir die Schlacht zu wagen,
„Wenn Ruhe neu gestärket unsre Kraft.
„Dass Niemand sich zum Streite jetzt erkühne,
„Sonst ist fürwahr sein Tod des Frevels Sühne!“

Dies strenge Wort aus ihres Feldherrn Munde
Wirkt' auf der Krieger ungestümen Sinn,
Und in des weitgedehnten Lagers Runde
Zog jeder schnell zu seinen Räumen hin,

Und achtete mit Recht jetzt jede Stunde,
Die er der Ruhe schenkte, für Gewinn.
Denn frische Kraft soll süßer Schlaf bereiten,
Für Heldenruhm im nahen Kampf zu streiten.

Doch Titus Sohn kann die Begier nicht zwingen;
Er findet in dem Lager keine Rast.

Hinaus ins Feld des Feindes will er dringen,
Denn stets ist ihm die träge Ruh' verhasst.
Aufs muth'ge Kampffross sich alsbald zu schwingen,
Und anzulegen seines Panzers Last,
Drängt ihn sein Herz: er thut's; mit schwerer Lanze
Enteilt er schnell zum ersten Waffentanze.

Da tritt hervor aus der Latiner Mitte
Ein Krieger, groß und edel von Gestalt,
Und fordert ihn nach tapfrer Krieger Sitte
Zum Kampf, dass seine Stimme weit erschalle.
Es nahe sich Titus Sohn mit kühnem Schritte,
Die starke Rechte grimmig wild geballt.
Und mag des Innern Stimme sich auch regen,
Die Ehre ruft, er muss dem Feind entgegen.

Der Kampf beginnt, und beide Streiter schwingen
Die eh'rnen Lanzen schnell mit gleicher Wuth.
Leicht wird's dem Römerfeinde vorzudringen,
Doch färbt auch seine Eisenrüstung Blut.
Zu unvorsichtig aber wird sein Ringen.
Indess verdoppelt sich des Römers Muth;
Da stürzt des Feindes Ross, vom Schwert getroffen,
Und Titus siegt; erfüllt ist jetzt sein Hoffen.

Von Freund' erfüllt löst er des Harnischs Eisen
Nunmehr von des Latiners kalter Brust.

Dies soll hinfort die Heldenthat beweisen,
Denn einer solchen ist er sich bewusst.
Das Heer wird seines Armes Stärke preisen,
Glaubt er, und kehrt zurück in Siegeslust.
Kein Lob jedoch erhält er jetzt zum Lohne,
Der Vater wendet zürnend sich zum Sohne.

„Des Feldherrn strengen Willen stets zu ehren,“
Sprach er, „ist für den Krieger erste Pflicht.
„Du thatst es nicht. Verzeihung dir gewähren
„Vermag ich nicht. Es werd' ein streng Gericht
„Vollzogen; soll ich auch des Sohn's entbehren:
„Das Kriegsrecht duldet milde Deutung nicht.“
Er sprach's, Lictoren schlagen ihn in Ketten,
Nicht Bitten können Titus Sohn retten.

Und bei der kalten Henker schweren Streichen
Bleibt dennoch fest der Heldenjüngling stehn.
Die rauhen edlen Krieger selbst erleichen,
Indem sie ihres Freundes Qualen sehn.
Auch dies kann nicht des Feldherrn Sinn erweichen,
Noch seines tapfern Heeres lautes Fleh'n.
Jetzt winket er mit ruhiger Gebärde,
Und blutig fällt des Sohnes Haupt zur Erde.

Karl Ferd. Neu.

1827.

Pax optima rerum.

Furchtbar ist's, den Leu zu wecken,
Lechzend nach des Feindes Blut.
Furchtbar sind des Krieges Schrecken;
Nichts verschonet seine Wuth.
Ach! gelöset sind die Bande,
Welche Menschen jüngst vereint,
Da in trauerndem Gewande
Dike unsern Wahn beweint.

Doch wenn der Friede, der liebliche, naht,
Der Sohn aus Edens Gefilden,
Entschwinden die Zeugen der blutigen That,
Nur Edles kann sich dann bilden.
Im lichten Gewande durchwallt er das Land,
Sein Haupt ist mit Palmen gekrönet:
Er ist es, der schnell zu dem heiligen Band
Der Eintracht die Menschen gewöhnet.

Wenn die schreckliche Megare,
Zwietracht, ihre Fackel schwingt,
Flicht der Friede die Altäre,
Wo man fromme Opfer bringt.
Roh betritt des Tempels Schwelle
Nun der Feinde freche Schaar,
Schonet nicht der kenschen Zelle,
Die der Sitz der Tugend war.

Laut ladet zum festlichen, frommen Verein
Die Glocke in ernsterem Klange.
Sie folgen dem Rufe, sie wallen hinein;
Sein Herz ermunthigt der Bange.

Nicht stören des Tempels geheiligten Ort
Wildtobende, feindliche Horden;
Verkündigt wird des Göttlichen Wort,
Der uns ein Erlöser geworden.

Grässlich droht des Feindes Schnauben,
Mord bezeichnet seine Spur,
In die Hütte dringt sein Rauben,
Und verödet steht die Flur.
Ohn' Erbarmen tritt er nieder
Troher Hoffnung grüne Saat;
Freut sich, eine grause Hyder,
Seiner blutbefleckten That.

Es blühet die Flur, es kleidet den Wald
Die Göttin mit duftendem Laube;
Im Dickicht das Lied Philomelens erschallt,
Dort nistet die friedliche Taube.
Im Schoosse des Friedens weilt Ceres so mild,
Und schützt die reifenden Saaten,
Und fruchtet mit Regen das grüne Gefild',
Und übet nur friedliche Thaten.

Aber schnell entflieht Athene,
Wann der blut'ge Mars sich naht,
Das Erhab'ne und das Schöne
Wird sein Raub in grauser That.
Ihre Hallen stürzt er nieder,
Ihrer Weisheit spricht er Hohn;
Es verstummen alle Lieder
Mit der Lyra süßem Ton.

Im Schoosse des Friedens gedeihet die Kunst;
In ihren geweihten Hallen

Begeistert den Sänger der Göttlichen Gunst,
Und festliche Lieder erschallen.
Es gründet die Eintracht, den ordnenden Sinn,
Und knupfet die Bande der Liebe
Irene, und mehret der Menschen Gewinn,
Und nahret beglückende Triebe.

J. L. L. Fischer.

1 8 2 5.

S c h e i d e g r u s

— an A. Schmidt, L. Voigt und A. Leiner.

Ihr seid dahin, ihr glücklich frohen Tage,
Wo Freundschaft uns, und Liebe fest vereint.
Im Herzen tonet laut die bange Frage:
Wann wieder mir die Wonnezeit erscheint.
Die Brust erbebt in schwermuthsvoller Klage,
Mein Auge heisse Wehmuthsthranen weint,
Und lächelnd ruft Vergangenheit hernieder:
„Des Lebens Mai blühet einmal, und nicht wieder!“

Doch nimmer soll mein Klageruf erschallen,
Da trennend nun Fortunas Rad sich schwingt.
Die Zeit gebeut! und Ihr müsst dorthin wallen,
Wo lächelnd Euch der Sitz der Musen winkt,
Wo segensreich in ernst geweiheten Hallen
Der Weisheit Wort zu Eurem Ohre dringt,
Wo mild und hehr im strahlenden Gewande
Die Muse thront aus einem schönern Lande.

Drum nur getrost! Versiegt ihr milden Zahren,
Des Schmerzes und der Liebe Unterpfand!

Der Trennung Loos, es wird nicht ewig währen,
Nicht immer seid Ihr fern vom Vaterland.
Einst müsst auch Ihr zur Heimath wiederkehren;
Einst eilt Ihr her, weit, von der Pleisse Strand.
Wohl mir, wenn dann die schöne Zeit uns naht,
Ihr liebend mich, den treuen Freund, umfahet!

So lebt denn wohl! es naht die ernste Stunde,
Die Euch entrückt der Heimath trauten Flur;
Doch fest vereint in treuer Liebe Bande
Soll nie verwehn der Freundschaft heil'ge Spur.
O, gebt auch mir des Trostes süsse Kunde,
Dass Ihr nie trennt, was einte die Natur;
Dass in der Welt, der Menschen kaltem Treiben,
Auch Euer Herz mir ferner hold wird bleiben.

J. L. L. Fischer.

1 8 2 6.

W i t t e k i n d.

Schon manches Jahr entschwand im blut'gen Streite
Dem Sachsenvolk mit Kaiser Karols Macht;
Ob Opfer sich auch stets an Opfer reihte,
Ob Tausende schon deckte Grab und Nacht,
Dem wackern Volke wollt' es nie gelingen
Den Frankenherrn, den Starken, zu bezwingen.

Da sinkt ihr Herz! Es zagen alle Schaaren;
Nur Wittkind in ritterlichem Muth
Erzittert nicht: ihn schrecken nicht Gefahren;
Schon oft vergoss im Kampfe er sein Blut.

„Nicht lasst umsonst das Vorbild unsrer Ahnen
„Uns,“ ruft er aus, „zu gleichen Thaten mahnen!“

Der Franke naht! Wild streiten Sachsens Krieger
Für Freiheit, Volk, der Väter heil'gen Heerd.
Laut tobt der Kampf! „Walhalla lohnt dem Sieger!“
So jauchzt das Heer, das kühn dem Feinde wehrt.
Und jeder ringt im Glaubenskampf zu sinken,
Da lächelnd ihm Walhallas Freuden winken.

Doch, ob auch Muth und Freiheitskraft sich paaren,
Und jeder kühn die Brust dem Tode beut,
Es siegen stets der Franken grössre Schaaren,
Da immer sich der Dränger Zahl erneut;
Und Witteskind, umthürmt von Feindesleichen,
Sieht schreckenvoll das Heer der Seinen weichen.

„Ist das dein Schütz, o Thor*)! dem ich vertraute?“
So klagt er laut mit bangem Wehmuthsruf,
„Zu dem ich stets mit gläub'gem Blicke schaute,
„Dem jüngst ich noch Altar' und Tempel schuf!“
Und schon begann des Glaubens Macht zu wanken,
Dass allgemach ihm Herz und Muth entsanken.

Er fürchtet bang der Götzen Truggestalten,
Und Zweifel regt sich in des Helden Brust.
Schon ahnet er des wahren Gottes Walten,
Der Irrthum wird allmählig ihm bewusst,
Und er beschliesst, den langen Kampf zu enden,
Sich jähling hin zur Kaiserstadt zu wenden.

Doch, dass er leicht den weiten Weg sich bahne,
Verhüllt er sich in ärmliches Gewand,

*) Der nordische Jupiter.

Dass Keiner dort den stolzen Herrscher sah
 Den hohen Gast vom fernen Sachsenland.
 Kühn ist das Werk, und gross ist der Gedanke;
 Doch fester Wille kennet keine Schranke.

Bald ist er nah. Schon strahlt in blauer Ferne
 Die Kaiserstadt, sie leuchtet seinem Pfad,
 Und gleich der Hoffnung lichtumkränzt Stern
 Winkt sie auch ihm Gelingen seiner That.
 Schon tritt er ein in Aachens düstre Mauern,
 Durchbebt von Sängen, nie gefühlten Schauern.

Ein Sonntag war's. Es rief mit lautem Klange
 Der Glocken Ton zum kirchlichen Verein;
 Auch Karol eilt in seines Herzens Drange
 Zum Tempel jetzt, und geht anbetend ein.
 Um unerkannt dem Kaiser sich zu nahen,
 Muss auch den Gast das Gotteshaus empfangen.

Ernst tritt der Herzog in die heil'gen Hallen.
 Hier flammet nicht der Götzen Weihaltar.
 Nur sanft hört er ein Dankgebet erschallen,
 Nicht tönet wild der Sang der Priesterschaft.
 Andächtig schaut, den gläub'gen Blick erhoben,
 Das Volk empor, den Herrn der Huld zu loben.

Und wie er sieht die betenden Gestalten,
 Von Ernst und Demuth wunderbar verklärt,
 Da fühlet er des höhern Gottes Walten,
 Das mächtig auch in ihm sich schnell bewährt.
 Stumm sinkt er hin in andachtsvoller Feier;
 Denn ganz zerriss des Irrwahns dunkler Schleier.

Doch, als verhallt der Andacht fromme Lieder,
 Hat er zur Schaar der Dürftigen sich gereiht,

Und wirft sich an des Tempels Pforte nieder,
Ob Kaisershuld ihm eine Gabe reicht;
Denn Karol pflegt mit immer vollen Händen
An dieser Statt den Flehenden zu spenden.

„Willkommen hier!“ Ruft Karl, mit milden Blicken
Reicht er ihm hin die kampfeübte Hand;
„Nicht wird dein Kleid den Kundigen bestricken,
„Drum nimm des Schutzes sichres Unterpfind!
„Jetzt folge mir, dass ich als Bundeszeichen
„Der Gaben beste dir vermag zu reichen!“

So spricht er sanft. Und als der Tag entronnen,
Hat sich vereint das edle Herrscherpaar.
Bald hat der Held des Fremdlings Herz gewonnen,
Und führet ihn zum heil'gen Hochaltar,
Und dort vereint des Glaubens frommen Bunde
Die Taufe ihn, in erstgeweihter Stunde.

J. L. L. Fischer.

1826.

Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. am Sarge Friedrichs des Grossen.

Sei mir gegrüsst im heil'gen Dämmerungsschleier,
O Stätte, wo des Helden Asche ruht!
Hell wird der Blick, der Busen athmet freier,
Es schwillt das Herz von hoher Andacht Glut,
Und später Nachwelt laute Dankesfeier
Erfüllt den ernsten Geist mit frohem Muth.
Es zeigen sich dem Blick in ihrem Walten
Der Vorwelt grosse, mahnende Gestalten.

Schon sahen wir des Doppeladlers Zeichen
Im Sturm der Zeiten, in des Krieges Drang,
Vor fremder Macht, vor dem Tyrannen weichen.
Der deutschen Freiheit Hoffnungsflamme sank.
Der kühne Löwe fiel von fremden Streichen,
Das freie Ross gehorcht der Kette Zwang.
Es drohten über Schutt und Leichenhügel
Dem Vaterlande schon die Sklavenzügel.

Da hob sich Wilhelm, schnell dem Sturm zu wehren,
Mit kühnem Muth auf seiner Vater Thron,
Und ob auch zahllos sich die Feinde mehren,
Tyrannenknechte, und mit wildem Hohn
Der Völker heil'ge Sitte selbst entehren;
Doch schreckt den Herrscher nicht ihr mächt'ges Droh'n.
Ein blut'ger Kampf ist nimmer mehr zu meiden,
Er soll der guten Sache Recht entscheiden.

Auch jene Völker von der Newa Strande,
Sie fühlten tief des deutschen Volkes Schmach,
Und folgten freudig, — seine Sklavenbände
Zu brechen, — ihrem edlen Führer nach.
Es nahte selbst in Nordens eis'gem Lande
Des Volkes alter Freiheit Ungemach.
Da zogen schnell heraus die tapfern Mannen,
Den stolzen Feind mit scharfem Schwert zu bannen.

Und Alexander, muthig im Vertrauen,
Hebt seine heitern Blicke himmelwärts.
Der Zukunft darf er kühn entgegenschauen:
Er wendet sich an Wilhelms grosses Herz.
Auf Kraft und Weisheit können beide bauen,
Und ihrem Geist entschwindet jeder Schmerz.

Denn fester werden Herzen sich vereinen,
Wann die Gefahren drohender erscheinen.

Schnell finden sich der Herrscher grosse Seelen
Auch unter Glanz und hoher Fürstenpracht.
Im Sturme gilt es jetzt den Muth zu stählen;
Und gegen des Tyrannen starke Macht
Der Freiheit heil'gen Kampf hinfort zu wühlen;
Ein Höhrer ist es, welcher sie bewacht.
Er giebt zum Kühnen, segensvollen Werke
Des Glaubens Muth und des Vertrauens Stärke.

Und in der Freundschaft ernster Weisestunde
Erhebt die Hände schnell das Fürstenpaar,
Sie reichen sie einander zu dem Bunde
Der ew'gen Treue und des Friedens dar.
Voll Andacht tönt das Flehn aus ihrem Munde,
Es steigt erhört zum göttlichen Altar:
Denn Friedrich's Asche ist's, bei der sie schwören,
Kein Schicksal kann der Herzen Band zerstören.

Da naht mit sauftverklärter Engelsmilde
Die Königin, der Eintracht Genius
Umschwebt gleich einem schönen Himmelsbilde
Die Fürsten in der Seel'gen Hochgenuss.
Es steigt der Geist in höhere Gefilde,
Und athmet Wonn' in reichlichem Erguss.
Kein Aug' entweicht in dieser Feierstunde
Der Fürsten Kreis, des heil'gen Tempels Runde.

Und was der Freundschaft fromm gelobte Treue
Vor Gott beschwor, kann nimmer untergehn;
Ob auch ein düstres Schicksal es bedraue.
Der Zeiten Sturm, er kann es nicht verweh'n;

Er braust hinweg, und schöner noch aufs Neue
Und herrlicher wird's wieder auferstehn.
Im Kampfe selbst, und wo Gefahren toben
Wird Fürstentreue männlich sich erproben.

Und schwer bestürmten bald die dunkeln Mächte
Die deutschen Auen mit des Krieges Drang.
Die heil'ge Freiheit und die Völkerrechte
Sie naheten sich ihrem Untergang.
Noch schien kein Retter, der Erlösung brächte
Dem Volke aus der Sklavenkette Zwang.
Doch nimmer liess es Muth und Hoffnung sinken;
Der Rettung Freude sollte lohnend winken.

Der Freiheit Morgenroth begann zu tagen
Hoch über Moskau's blut'gem Flammenmeer.
Und freudig werden späte Enkel sagen:
Die grosse Völkerschlacht, zwar hart und schwer,
Sie ward von deutscher Tapferkeit geschlagen,
Vernichtet wurde des Tyrannen Heer.
Schön sahen wir der Freiheit Tag erstehen, —
Doch ach! Louisa sollte ihn nicht sehen.

Karl Ferd. Neu.

1828.

D E R S C H A T Z.

Schon begannen sich die Riesenschatten
Hoher Berge, die vom letzten Strahl
Noch erglühten, auf den Blumenmatten
Zu verlängern und im Felsenthal,
Als der edle Bruno ohne Grauen
Rasch das Geisterreich beschloss zu schauen.

Längst hatt' er vernommen jene Sage,
Fern auf seiner heimathlichen Flur,
Doch stets zweifelhaft, ob er es wage
Kühn zu forschen nach der dunkeln Spur,
Schonte er, was nie sein Blick enthüllte,
Und das Volk mit Schrecken bang' erfüllte.

Und ob auch im leichten Waffentanze,
Oder in der harten blut'gen Schlacht
Siegreich er gebrochen manche Lanze,
Mied er doch der finstern Hölle Macht;
Bis des Bösen Arglist ihn bethörte,
Dass er auf der Tugend Wort nicht hörte.

Stolze Hoffnung Ehre zu erstreben,
Die kein Sterblicher noch je besaß,
Seine Macht durch Reichthum zu erheben,
Den kein Lebender noch je ermaß,
Füllte seine Sinne und Gedanken,
Trug ihn über Zweifel, über Schranken.

Fest nach jenem wunderbaren Orte
Seinen sehnsuchtsvollen Blick gewandt,
Zog er, nach der Sage strengem Worte
Eine weisse Taube in der Hand,
Um durch sie den Zauber zu bezwingen,
Das ersehnte Kleinod zu erringen.

Schon verfolgt' er mit geheimen Schauern
Eines schmalen Felsenweges Spur;
Da erhoben sich die düstern Mauern
Einer Veste aus der niedern Flur;
Hoch im Mondlicht glänzten hell die Zinnen,
Schauerlich und dunkel schien es drinnen.

Stolz erhob die Veste sich auf Bogen,
 War umringt von Graben tief und weit,
 Doch von Wandern, die vorüberzogen,
 Stets gemieden seit uralter Zeit.
 Jetzt erreicht der Ritter schon die Pforte,
 Und sie öffnet sich dem Zauberworte:

Bald entsteigt, als wenn ein Geist es riefte,
 Roth und blau, ein schönes Flammenpaar
 Aus der dunkeln, schauerlichen Tiefe,
 Und die Wände leuchten goldesklar.
 Doch ein Thor von schimmerndem Krystalle
 Ueberstrahlt durch seinen Glanz sie alle.

Krachend fliegt es auf. Des Ritters Glieder
 Zittern vor Erstaunen und Begier.
 Muth und süsse Hoffnung fasst er wieder;
 Denn ein Paradies zeigt sich ihm hier,
 Wo mit hellgeschliffnem Edelsteine
 Gold und Silber strahlt im Fackelscheine.

In der Mitte sass auf goldnem Throne
 In des Morgenlandes Pracht und Glanz,
 Auf dem Haupte eine Strahlenkrone,
 Hoch ein Greis: Von einem Sternenkranz
 War der prächtige Saalengang umflochten,
 Den die Augen kaum ermessen mochten.

Langsam tritt mit feierlichem Schritte,
 Seine Gabe in der rechten Hand,
 Jetzt der Ritter in des Saales Mitte,
 Seinen Blick dem Greise zugewandt,
 Und beginnt sein Schweigen nun zu brechen,
 Zu dem Geiste solches Wort zu sprechen:

„Grosser Geist! Verzeih, dass ich es wage
Deinem mächtigen Throne mich zu nahu,
Zu erforschen, ob nach alter Sage
Meines Muthes Lohn ich werd' empfahn.
Meine Gabe soll den Zauber lösen,
Den bereitet hat die Macht des Bösen.“

Und er legt sofort die Taube nieder,
Freudetrunken von dem nahen Glück.
Doch es beben plötzlich seine Glieder,
Furchterfüllt und schien wankt er zurück:
Denn unwillig stösst mit seinem Stabe
Jetzt der Geist zurück des Ritters Gabe.

„Willst du jenes Zaubers Macht bezwingen,“
Sprach hierauf der Greis mit wildem Ton,
„Musst du eine reine Gabe bringen!“
Und er wies dem armen Erdensohn
Eine graue Feder in dem Flaume,
Nahe an des zarten Pittigs Saune.

Plötzlich schwindet in den weiten Hallen
Aller Glanz; des Greises Lichtgestalt
Sieht der Ritter aus dem Saate wallen,
Und des Donners schreckliche Gewalt
Droht ihm grausen Untergang zu bringen,
Und die ganze Veste zu verschlingen.

Aller Sinne Macht war ihm vergangen.
Nicht mehr denkend an des Goldes Pracht,
Ist er von dem Geisterreich umfangen,
Und von schauerlicher Grabesnacht.
Krachend öffnen sich der Todten Gräfte,
Geister eilen sausend durch die Lüfte.

Doch ermannet sich der kühne Ritter,
Sucht der Hölle selbst zu widerstehn;
Und ob Sturm auch tobt und Ungewitter,
Heisse Schwefeldämpfe ihn umwehn,
Dennoch leiht Verzweiflung ihm Stärke
Zu verwegenem und blut'gen Werke.

Wuth entbrannt, nicht achtend der Gefahren,
Stürzt er fort, das Eisen in der Hand,
Durch der Höllengeister bleiche Schaaren
Bis zur nahen, schroffen Felsenwand.
Hier erscheint das Lichtgebild des Alien
Dicht umringt von schrecklichen Gestalten.

Da erhebt mit der Verzweiflung Grimme
Schnell der Ritter sein geprüftes Schwert,
„Fahre hin,“ ruft er mit Donnerstimme,
„Wo dir gilt der Lügenthaten Werth,
„Dort zum Flammenschosse!“ — Doch die Glieder
Starren ihm, er sinket todt darnieder.

Karl Ferd. Neu.

1827.

Der Frühling.

S o n n e t.

Willkommen Frühling! Durch des Winters Nacht
Seh' ich dich jetzt vom Himmel niederschweben,
Du winkest zum Genuss, zum regen Leben
Die Wesen all' in deiner hehren Pracht.

Dir hat des ew'gen Weltenherrschers Macht
Die Anmuth selbst zur Faherin gegeben;

Sie soll auch uns zu Jenem stets erheben,
Der liebreich über uns're Pfade wacht.

Dein Anblick stärket uns in trüben Stunden,
Wenn treulos einst der Erde Glück uns flieht,
Und alle Hoffnung selbst dahingeschwunden.

Auch dich schuf Er, der auf uns Menschen sieht;
Durch dich erglüht in dunkeln Zweifels Grauen
Der heil'ge Himmelsfunke; Gottvertrauen.

Karl Ferd. Neu.

1827.

A b s c h i e d

vom Gymnasium. Ostern 1828.

So scheiden wir nun auf des Lebens Reise,
Wohin auch unsern Pfad das Schicksal lenkt,
Vielleicht für immer aus der Freunde Kreise,
Verzeiht! wenn Schmerz sich in die Seele senkt,
Verzeiht! wenn unter bangen Herzensschlägen
Der Wehmuth Schauer in der Brust sich regen.

In Dunkel liegt die Zukunft uns verborgen,
Uns öffnet sich ein unbekanntes Land;
Wer löset dort der Zweifel finstre Sorgen,
Wer leitet uns mit liebevoller Hand?
Wir stehen einsam in dem bunten Leben;
Doch die Erinnerung wird uns sanft umschweben.

Sie möge uns, wenn harte Stürme dräuen,
Und unerkannt von Fern das Laster schleicht,
In trübem Leid mit sanftem Trost erfreuen;

Sie ist es, welche Kraft zum Guten reicht.
Dann können wir mit männlichem Vertrauen
Der fernen Zukunft fest entgegen schauen.

Was wir im Scheiden Theures hier verlassen:
Wohl ist es viel, und schmerzlich der Verlust,
Und bange Sehnsucht will die Seele fassen:
Doch ist umsonst das Schmerzgefühl der Brust.
Unwandelbar, mag auch das Herz erbeben,
Ist stets der Trennung Machigebot im Leben.

Sie, o Verehrter, dieser Anstalt Segen,
Empfangen Sie des Herzens frommen Dank.
Doch wie lebendig er sich auch mag regen,
Nicht Worte findet hent der Seele Drang.
Dass lange Sie in diesem Kreise wohnen,
Ist unser Fleh'n. Der Höchste nur kann lohnen.

Und Sie, o theure Lehrer, deren Herzen
Nur unsre Bildung rege Sorge war,
Vergniet bringen bei der Trennung Schmerzen
Wir unsers reinsten Dankes Opfer dar.
Wenn treuer Lehrer Worte jetzt erfreuen,
Stets werden sie im Innern sich erneuen.

Und Ihr, o traute, liebende Genossen,
Die feste Freundschaft uns bisher verband,
Wie schnell ist uns das Leben hingeflossen,
Wie heiter und wie schön an Eurer Hand. —
So lebt denn wohl! Stets werden jene Stunden
Uns unvergesslich sein, die hier entschwunden.

Und Ihnen, hohe Gönner, deren Güte
Dem Schwachen liebevolle Nachsicht leiht,
Auch Ihnen sei aus innerstem Gemüthe

Des vollen Herzens stiller Dank geweiht,
Wenn Länder fern uns von der Heimath trennen,
Wir werden dankbar edle Herzen nennen.

Noch einmal grüssen wir die theuren Orte,
Wo uns der Jugend schöner Mai erschien,
Bald folgen wir des Schicksals strengem Worte:
Der Trennung Stunde schlägt, wir müssen fliehn.
Lebt Alle wohl, und seid, die Ihr geliebet,
Für immer hold den Fernen, die Euch lieben.

Karl Ferd. Neu.

An die zur Universität abgehenden
Primaner. Ostern 1828.

Wenn theure Freund' aus unsrer Mitte scheiden,
Die spät, vielleicht auch nie die Zeit zurück
Uns führt, nichts lindert dann der Trennung Leiden
So tröstend, als die Aussicht auf ihr Glück,
Die Hoffnung, dass auf heitern Rosenwegen
Sie leicht hinwandeln ihrem Ziel entgegen.

Und diese Hoffnung steht auch uns zur Seite,
Da Euch des Lebens Ernst jetzt von uns weist,
Dass Euch das Glück dem Ziel entgegen leitet,
Dem nachzustreben Euch das Schicksal heisst,
Dass Euch im Kreise jugendlicher Horen
Der Freude schönste werd' oft neu geboren.

Des Lebens Mai, der einmal und nie wieder
Erblickt, — Euch strahlet noch sein ros'ger Schein;
Noch glauzt des Frühlings Sonne auf Euch nieder

Und alles ladet zum Genuss Euch ein,
Und immer neu tritt Euch auf tausend Wegen
Im Festeskränze jede Freund' entgegen.

Noch wendet der Gestalten lichte Seite
Sich freundlich schonend Eurem Auge hin,
Und alles nahe Schöne, alles weite,
Umfasst mit gleicher Kraft der frische Sinn;
Es wandeln sich der heitern Jugendstärke
Zum leichten Spiel des Lebens schwerste Werke.

Wie muthig wagt auf ihren Adlerschwingen
Die Phantasie den kühnen Aetherflug!
Und vor ihr schwebt das lohnende Gelingen,
Die finstre Wahrheit birgt ein heitrer Trug.
Noch wiegen Euch so manche schöne Träume,
Und rücken fern des Lebens enge Räume.

Hold lächelt Euch, gleich wie auf stillem Meere
Der Sonne Blick, des Ideales Bild;
Noch nicht erstarrt es vor der eis'gen Schwere
Der Wirklichkeit — noch strahlt es engemild,
Und stärkt die Kraft zum ruhelosen Streben,
Hernieder es zu führen in das Leben.

Und nahen Euch auch bange, schwere Stunden —
Der schönste Mai, er ist nicht wolkenlos —
Der Hoffnung Balsam lindert Eure Wunden,
Verklärend schwebt sie um des Dulders Loos.
Dem Jüngling ward zur Freundin sie gegeben,
Strömt Kraft in ihn bei jedem ersten Streben.

Doch ach! nur einmal blüht der Mai des Lebens —
Die Rose welkt, der Dorn nur bleibt zurück;
Der holde Lenz, er blühte Euch vergebens,

Wenn Leere folgt dem kaum genossnen Glück,
Wenn leichten, schnellen Flugs die Freude schwindet
Und für die Dauer nichts die flücht'ge bindet.

Nicht leere Freuden beut der Mond der Wonne;
Von Blumen wird die künft'ge Frucht verdeckt.
Dem Schönen eint sich Gutes, wie die Sonne
In's Leben Saaten ruft und Rosen weckt.
Ein Segensstrom durchdringt die neue Erde,
Und schaffend würrt das hehre Wort: es werde!

Auch Euer Mai vereine mit dem Schönen
Das Gute zum geschwisterlichen Bund;
Nicht Leerem soll der schnell entflieh'nde fröhnen,
Die jetzt'ge Freude sei der künft'gen Grund,
Im frohen Heut sei auch für tausend Morgen
Der Freude stiller Segenskeim verborgen.

An Euren Lenz mag sich ein Sommer schliessen,
Der reiche Frucht, wie jener Blumen, bringt,
Und manche holde Blume mag Euch spriessen,
Die einst als goldne Segensfrucht Euch winkt;
Dass noch der späte Winter Eures Lebens
Bezeug', es blühte nicht der Lenz vergebens.

Mag Dank und hohe Achtung Euch begleiten
Vor uns'rer Lehrer ehrfurchtswürd'gem Kreis,
Die zu des Lebens Glück Euch hinzuleiten
So treu gestrebt mit ruhelosem Fleiss.
Sie wandten zu dem Wahren Euer Streben,
Durch sie ward höh're Weihe Eurem Leben.

Und bleibt gedenk so mancher heitern Stunde,
Die wir von Einem Zweck geeint verlebt;

Wie wir in jahrelangem Freundesbunde
Dem gleichen, schönen Ziele nachgestrebt.
Lebt wohl! Fest mag des Glückes Huld Euch stehen,
Zum freudevollen, künft'gen Wiederschen! —

Ernst Gottfr. Garbe.

Zur Sonne.

Hahn hinan des Lichtes Strom entgegen
Schwebt der Aar auf wolkenfernen Wegen;
Muth und Sehnsucht strahlt sein Flammenblick,
Fest dem Götterbilde zugewendet.
Hina, bis wo des Himmels Kreis sich endet,
Trägt der Schwinger Kraft ihn und Geschick.

Nie wird er das stolze Ziel erreichen,
Nimmer mag sein Flug dem Raume gleichen,
Der ihn von dem Flammenmeere trennt;
Aber hoch, des Dunstes Druck entzogen,
Trinkt der Königliche Aetherwogen,
Wiegt sich in dem reinen Element.

Nach des Ideales Sonne streben
Sollst du, hoch und höher dich erheben,
Unverwandt das Auge himmelan;
Ueber das Gemeine weit erhaben
Werden dich des Aethers Ströme laben,
Endest du auch nie des Zieles Bahn.

Ernst Gottfr. Garbe.

1828.

Innerer Friede.

Wenn dich die Aussenwelt zu Böden drückt,
Wenn du gebeugt wirst vom Verhältnissdrange,
Und, eingeengt von manchem Fesselszwange,
Nicht deine Kraft befreiend dich entrückt —

Dann wende nach dem Innern deinen Sinn,
Hier suche ihn, den stillen Himmelsfrieden;
Dem reinen Herzen nur ward er beschieden,
Und ist er dein — Heil dir zu dem Gewinn!

Dann mag das äussre Glück dich hassend flich'n,
Dir nimmer lächeln, mit den schönsten Gaben.
In eigensinn'ger Wahl den Günstling laben,
Und selbst der Hoffnung Freude dir entzieh'n;

Du kehrest still zurück in deine Welt,
Die, wie des Mondes Bild auf tiefen Wogen,
Dir rein entgegen glänzt, dem Sturm entzogen,
Die ewig ruhig steht, wenn Alles fällt.

So eilt durch eine Gegend, öd' und wild,
Der Wanderer hin mit stiller Friedenswonne;
Denn ihm erglänzt im Abendstrahl der Sonne
Der Reise Ziel, der Heimath theures Bild.

Ernst Gottfr. Garbe.

1828.

Die Religion.

(Bruchstück.)

So einsam irrt der Wandersmann;
Wer nimmt sich seiner liebend an?
Wer bietet voll Erbarmen
Die Leitungshand dem Armen?

Wie finster Donnerwolken dräu'n!
Wie sich des Nordens Stürm' erneu'n!
Wie wandelt sich zum Tosen
Des Zephyrs mildes Kosen!

So kalt, so finster, ach so leer,
So rauh ist Alles um ihn her;
Nur eis'ger, wilder Regen
Strömt feindlich ihm entgegen.

Hier sinkt in tückischen Morast
Sein Fass, dort fesselt ihn ein Ast,
Und wirft den Müden nieder;
Und kaum ersteht er wieder.

Er senkt, und ringt und wanket fort,
Zu fliehn den öden Schreckensort;
Da bricht in wilden Flammen
Der Himmel jäh zusammen.

Felswände schliessen hier die Bahn,
Abgründe gähnen dort ihn an;
Es bebt im Donnerrollen
Des Namenlosen Grollen.

Da sinkt er auf die Kniee hin,
Verweiffung dunkelt seinen Sinn.

„Soll jede Hoffnung schwinden,
„Kein Ausweg sich mir finden?“ —

Ha, welch ein Glanz durchdringt die Nacht!
Ein Lichtegebild in hehrer Pracht
Senkt milde sich hernieder.
Der Wanderer staunt, hofft wieder.

Ein Genius im Lichtgewand
Beut rettend ihm die Freundeshand,
Und Wärmt' und Kraft und Leben
Ist wieder ihm gegeben.

Hinan den steilen Felsenpfad! —
Gelingen krönt die muth'ge That.
Und was er schwer empfunden —
Ein Traum ist's, und verschwunden.

Ernst Gottfr. Garbe.

1 8 2 8.

Der sterbende Schwan.

Wie schwebst du Räthselhafter, Wunderbarer,
So still auf deinem heitern Elemente,
So leis' und ernst des Sees Mitte zu!

Die Sonne sinkt, mit ihren Scheidestrahlen
Vernählt sich auf der dunkeln Spiegelfläche
Des wolkenlosen Aethers reines Blau.

Und Alles ruht in feierlichem Schweigen;
Kein Zephyr wiegt sich in dem Grün des Laubes,
Das deiner Welten Kreis dir dicht umkränzt.

Dein Ende naht, es kündet seine Nähe
Dein halberloschener Blick, dein leises Schweben,
Die matt schon eingesunkene Gestalt.

Doch königlich erhebst dein Haupt du wieder.
Wie flammen deines Auges Strahlenblitze!
Noch einmal glänzt der Lebensfunke hell.

Anbetend strebt hinauf dein Blick zum Himmel,
Dann ruht er lange auf dem Sonnenbilde —
Und deiner Brust entströmt ein Scheidelied.

Triumphgesang in fremden Wundertönen
Dem ersten Genius, der näher schwebet,
Vom milden Abendstrahle sanft verklärt.

Und weicher tönt ein Abschiedsgrus der Sonne,
Dem dichtbelaubten Kreis des Ufersaumes,
Der Silberfluth, die ihn so oft gewiegt.

Tief neiget sich zum Meere schon die Sonne.
Auf immer leiser wehenden Schwingen schwebet,
Und immer sanfter tönt das ernste Lied.

Die Sonn' erlischt, und mit des Tages Glanze
Erstirbt der Laut des säuselnden Gesanges;
Der Abendwind zerstreut den letzten Ton.

Dampfnurmeind hüllt in ihren Schoos die Woge
Den Leichnam ein; ihm strenet Laub das Ufer;
Und klagend lispelt's durch den nahen Hain.

Ernst Gottfr. Garbe.

1828.

Vaterlandsstolz.

Sei mir gegrüsst, mein herrliches Vaterland,
Dreimal gegrüsst, du hohes Germanien!
Wie schlägt's hoch auf, wie pocht das Herz im
Stürmischen Schlage der stolzen Wonne,

Dass ich dich mein, mein Vaterland nennen darf!
Dich, hochverklartes, nenn' ich begeistert, dich,
Dem jedes grossen, wahren Ruhmes
Strahlende, ewige Kränze blühen.

Stolz blickst du auf: wer ist, der es wagte, wer,
Der dir der Tugend grossen, erhab'nen Preis,
Germane, stritte? Wer, der jetzt dein
Herrliches, geistiges Leben lebte?

Hoch flammt und weit des Helden gewalt'ger Ruhm,
Und lange grünt schon um die freie Stirn
Des Deutschen dichte Eichenkränze,
Blühend dem Haupte des Heldenkriegers;

Doch er erlischt der strahlende Heldenruhm,
Und das Jahrtausend senkt ihn in's dunkle Grab;
Die That erstarb, kaum halt der Name
Aus der Vergangenheit schwach hinüber

Zur fernen Nachwelt; aber des Weisen Wort,
Sein Lichtgedanke bricht durch die dichte Nacht
Jahrtausender; auf ihren Wogen
Schwebt unvergänglich das Lied des Sängers,

Der, den geweihten Blick in das Herz gesenkt,
Der Hochempfindung heilige Worte sprach;
Und diesen Ruhm, den lebenskräft'gen,
Vaterland, weihten dir deine Söhne.

Dein war des letzten grossen Jahrhunderts Glanz:
Die Abendröthe strahlt noch im Rosenlicht
Von deinem hehren Geistestage,
Wie er dem Auslande nie erschienen.

In deines Ruhmes ewigem Tempel thronst
Der heil'ge Greis — wie strahlt die geweihte Stirn!
Sein Blick, hoch schwebt er über Sternen
Auf zu dem Throne des ew'gen Vaters.

Den Welterlöser sang das erhab'ne Lied,
Das seiner Saiten heiligem Schwung entquoll;
Sanft wehend tönt und ernst, wie über
Blühende Gräber des Westens Odem,

Das Lied der edeln Liebe, der Freundschaft Lied,
Wie es der Hohe, menschlich empfindend, sang.
Hinweg den Lorbeer! Ew'ge Sterne
Kranzen die heilige Stirn des Sehers.

Gebendet senkt mein Auge zur Erde sich,
Dass es gewagt, hinein in das off'ne Thor
Des Tempels kühn zu schau'n — verstummend
Schweigt mein Gesang, denn ach! wie könnt' er

Den Heil'gen singen, wie die verklärte Schaar
Der Lichtgestalten! Ewiger Glanz umwallt
Die Hohen; o, wie darf der Jüngling,
Wie ihm das Herz auch entgegenstrahlte,

Gesteh'n! — Wie säng' er deinen erhab'nen Ruhm,
Der aus des eignen Herzens geweihtem Grund
Im Glanz der Unvergänglichkeit dem
Deutschen Kothurne Gestalten schaffend,

Sie aus dem Zeitengrabe erstehen hiess,
Und ihres Lebens Handeln und Leiden in
Das Lichtgewand der Dichtung hüllte,
Menschlich dem Herzen sie näher brachte;

Der von des Herzens heiligen Tiefen sang,
Und die empfund'nen Worte der Weisheit sprach;
Dich, hoher Sanger, edler Weiser,
Den ich bewundere, mehr noch liebe. —


Dein sind die beiden, dein sind sie, Vaterland!
Sie, deiner Söhne ersten und einzigen!
Wie flammt von deiner Stirn der stolze
Kranz der Unsterblichkeit, den sie wanden!

Wie strahlen sie, die aus den verklärten Reih'n
Dir Viele flochten! Streuten die Andern auch
Nur Blumen deines Thrones Stufen,
Auch die bescheidenen blühen ewig. —

Sei mir gegrüsst, mein herrliches Vaterland!
Dreimal gegrüsst, du hohes Germanien!
Anbetend neigt sich deinem Altar
Deiner Erzeugten geringster, letzter.

Ernst Gottfr. Garbe.

1 8 2 8.



Geistlich - 1791
Der Herr von ...
Im Ort ...
Gewalt ...

Die ...
Und ...
Die ...
Menschlich ...

Der ...
Und ...
Ist ...
Die ...

Dies ...
Es ...
Wie ...
Kann ...

Es ...
Die ...
Der ...
Auch ...

Bei ...
Doch ...
Aber ...
Der ...

...
...
...
...